

Es gilt das gesprochene Wort

5. Tagung der 11. Generalsynode
der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche
Deutschlands
Timmendorf 2012

Drucksache Nr.: 2/2012

**„... DAMIT EUER GLAUBE NICHT STEHE AUF MENSCHENWEISHEIT,
SONDERN AUF GOTTES KRAFT“ (1. KOR. 2,5)**

**Bericht des Leitenden Bischofs der
Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands,
Bischof Gerhard Ulrich,**

**der 11. Generalsynode auf ihrer 5. Tagung
in Timmendorf am 1. November 2012 vorgelegt**

Verehrter Herr Präsident, liebe Synodale, verehrte Gäste,

der Apostel Paulus mit seinen Fähigkeiten und mit seiner besonderen Geschichte war für die Verbreitung des Evangeliums in alle Welt von größter Bedeutung. Er hat Gemeinden gegründet, die eine starke missionarische Wirkung hatten. Unzählige Menschen vertiefen sich noch heute in die Inhalte des christlichen Glaubens, indem sie seine Briefe bedenken. Aber Paulus lag daran, die Gemeinden nicht an seine Person zu binden. Er stellte den gekreuzigten Christus in den Mittelpunkt, „damit euer Glaube nicht stehe auf Menschenwort, sondern auf Gottes Kraft“ (1. Kor. 2,5). Natürlich spielen Menschenworte und menschliche Weisheit in unseren Kirchen eine große Rolle.

Wenn wir über den Weg der Kirche nachdenken und entscheiden, dann setzen wir natürlich auch menschliche Weisheit ein. Aber als Christen achten wir darauf, dass wir durch Menschenwort hindurch Gottes Wort vernehmen, dass uns Menschenwort zu Gotteswort wird. Und wir alle kennen die Erfahrung, dass Gotteswort nicht bloßes Wort ist, sondern eine Herz und Gewissen überwältigende, in seinen Bann schlagende und befreiende Kraft besitzt. In diese Perspektive will ich meinen Bericht stellen, *„...damit euer Glaube nicht stehe auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft“*.

Wenn ich das vergangene Jahr Revue passieren lasse, dann gab es natürlich auch die Erfahrung krisenhafter Ereignisse, zurückgehender Kräfte, die Erfahrung von Uneinigkeit und Streit, auch von Anfechtung. Aber vor allem – Gott sei's gedankt – auch die Erfahrung von Gottes Kraft! Und immer wieder die Vergewisserung: Im Anfang war das Wort! Das Wort, das den Anfang gemacht hat mit allem Leben. Ein Wort, das immer wieder Menschen auf die Beine gebracht hat. Ein Wort, das immer wieder Menschen auch „umgehauen“ hat – wofür gerade Paulus ein Beispiel ist, der die Macht des Wortes Gottes, das in Jesus Fleisch geworden ist, an Leib und Seele erfahren musste und durfte – damit Umkehr möglich wurde. Auch für dieses neue Leben des Paulus gilt: Am Anfang: das Wort, das in den Weg tritt, alten Weg versperrt, damit neue Wege sich öffnen.

Unser aller Leben ist davon abhängig, dass am Anfang ein Wort steht: weil wir freundlich angesprochen werden, lernen wir sprechen; weil wir ermutigt werden durch gutes Zureden, lernen wir laufen; indem das Wort uns begegnet, lernen wir Hören – und durch das Hören wächst der Glaube, werden Herz, Mund und Hände gestärkt, den Glauben zu leben.

Das gilt auch und immer wieder für uns als Kirchen und als VELKD. Gerade in Uneinigkeit; gerade in krisenhaft erlebten Zeiten; gerade dann, wenn die Verbindungen nur mühsam zu halten scheinen: Immer war da hilfreiches Erinnern an das Wort, das eine Wort, das uns stärkt und aufrichtet, zurecht bringt und hilft, die wahre Gewichtung unseres Denkens und Tuns und Lassens zu erkennen.

In aller Vielfalt und in allem Wandel: Das Wort ist unser gemeinsamer Lebensgrund, auf dem wir festen Stand gewinnen, aus dem wir Kräfte ziehen, weil wir in dem wurzeln, der uns verheißt: „Fürchtet euch nicht! Denn siehe, ich bin bei euch alle Tage...“

Gestatten Sie mir, dass ich mit einer Erfahrung aus der Nordkirche beginne:

Es war am Pfingstsonntag, Ende Mai. Da saßen auf der Ratzeburger Dominsel bei schönstem Sonnenschein ca. 6.000 Menschen an Tischen zusammen. Von der dänischen Grenze über Hamburg bis von der polnischen Grenze waren sie zusammengekommen, teilten ein einfaches Mahl, kamen miteinander ins Gespräch und spürten, wir sind auf einem Weg, der Unterschiedliche zusammenführt. Vorher hatten diese Menschen Gottesdienst gefeiert, Gott gepriesen, ihn um seinen Geist, seine Kraft angerufen. Und Er war gegenwärtig. Christen aus anderen Ländern und anderen Konfessionen haben uns begleitet. Das hat uns in der Zuversicht bestärkt, dass wir auf einem Weg sind, auf dem wir Gottes Gegenwart und Stärke immer neu erfahren können.

In der vorangegangenen Zeit war manch Gefühl des Verlustes, der Überanstrengung, auch der inneren Reserve laut geworden. Diese Empfindungen wurden nicht einfach unter den Teppich gekehrt. Sie wurden ernst genommen und zugleich mit einer weiteren Empfindung

verbunden, bereichert: Es liegt ein Weg vor uns, auf dem Gott mit uns sein wird. Und nicht nur das: Dies ist ein Weg, so wussten wir durch alle Unterschiede der Kulturen und Geschichten hindurch, den Gott selbst uns weist.

Wir hatten auf dem Weg viel miteinander geredet. Viele Menschenworte gefunden für die gemeinsame Zukunft; manchmal auch Argumente gehört, die das Gemeinsame in Frage stellten. Wir hatten Papiere entworfen, eine Verfassung verabschiedet. Und doch wussten wir immer: Kirche sind wir nicht, weil wir all diese Papiere beschrieben hatten. Kirche werden wir erst, wenn wir gemeinsam Gottes Wort hören, es weitertragen, und wenn wir miteinander teilen, was wir zum Leben haben.

Und wir werden Kirche, weil und solange wir einander die Geschichten erzählen, die uns prägen – die unterschiedlichen aus West und Ost, aus Stadt und Land. Vor allem aber die, die überraschend Gemeinsames zu Tage fördern: die Geschichten mit Gott und seinem Wort, das uns erzählt und ins Herz schreibt seine Gebote und Verheißungen. Und wenn wir uns bewegen lassen, in seinem Namen loszugehen und hinaus zu tragen in die Welt sein Evangelium!

Einige Wochen später erschien in einer unserer Zeitschriften ein Artikel¹ von einem Teilnehmer, der seine Eindrücke in einer tief bewegenden Weise mit persönlichen Erinnerungen daran verknüpfte, wie sich am 2. Mai 1945 in Ratzeburg die vorrückenden russischen und britischen Truppen trafen und die Dominsel gewissermaßen zwischen die Fronten geriet. Eine deprimierte, feindselige, hoffnungslose Stimmung prägte damals die Menschen. Es war in höchstem Maße unklar, wie es überhaupt weitergehen könnte. Und nun tausende Menschen auf der Dominsel in Freiheit friedlich vereint. Welch ein Kontrast! Welch ein Geschenk ist es, wenn einander Unbekannte zu Schwestern und Brüdern werden und sich auf einen gemeinsamen Weg machen mit Gottes Geleit!

Als im vergangenen Jahr der tansanische Bischof Malasusa bei uns in der Bischofskonferenz und der Generalsynode zu Gast war, fiel das Stichwort von einer Theologie des Tisches, der Tischgemeinschaft. Das war eine Wendung, mit der wir zum Ausdruck brachten: Trotz deutlicher Meinungsunterschiede – wir hatten über die Frage der Homosexualität gesprochen – sind wir in ganz tiefer Weise miteinander verbunden, der Herr selbst lädt uns ein an seinen Tisch.

Diese Tischgemeinschaft ist nicht begründet in unserer Einigkeit, in wechselseitiger Sympathie; sie ist begründet im Evangelium selbst, im Hören auf Gottes Wort. Und sie speist sich aus der Zusage des Herrn, dass er selbst gegenwärtig ist.

¹ Matthias Jessen, Erinnerungen und Impressionen. Zum Gründungsfest der Nordkirche in Ratzeburg, Evangelische Stimmen, 7/8 2012, S. 4-7.

1. Hören auf Gottes Wort

Es war für uns eine wichtige Erfahrung im Treffen mit ökumenischen Partnern, es war für uns eine beglückende Erfahrung am Pfingstsonntag auf der Ratzeburger Dominsel, dass uns aus dem gemeinsamen Hören auf das Wort, aus der gemeinsamen Feier eine Kraft zuwächst, welche die Kraft der Sympathie, der Neugier, des unbedingten menschlichen Willens noch übersteigt. Das Hören auf das Wort ist die Quelle, aus der Segensreiches erwächst.

Diese Erfahrung hat eine lange Geschichte. Der Mönch Martin Luther wollte Gottes Willen mit ihm, mit uns Menschen besser verstehen und er hat sich in Gottes Wort hinein vertieft und um ein besseres, ein tieferes Verständnis gerungen. Dabei erlebte er eine ungeheure Befreiung. In dieser Vertiefung in das göttliche Wort stieß er auf die Quelle christlicher Freiheit. Die „Pforten des Paradieses“ hätten sich ihm neu aufgetan, so kann er seine Erfahrung später überschwänglich in Worte fassen.² Aus dieser grundstürzenden Erfahrung von Befreiung, aus dieser tiefen Veränderung im glaubenden Selbstverständnis ergaben sich dann in der Folge auch politische, gesellschaftliche, kulturelle Veränderungen, die das Gesicht Europas entscheidend verändern sollten.

Wenn die VELKD seit ihren Anfängen der Pflege und Fortentwicklung der gottesdienstlichen Feiern eine so große Aufmerksamkeit widmet, dann gehört das in diesen Zusammenhang. *Der lebendige Zuspruch der Gnade Gottes in seinem Wort und unser Hören auf sein Wort sind* das zentrale Geschehen von Kirche. Deshalb nimmt die Arbeit an den gottesdienstlichen Ordnungen einen so gewichtigen Raum ein.

Im vergangenen Jahr haben wir eine Agende verabschiedet, in der es nicht nur um die Ordination geht – was wichtig genug ist –, sondern in der die gewachsene Bedeutung Gestalt gewinnt, mit der alle Dienste in der Gemeinde begrüßt, eingeführt, verabschiedet werden. Das ist deshalb wichtig, weil wir im Alltäglichen gelegentlich zu vergessen drohen, dass unsere kirchliche Wirklichkeit, so sehr sie aller Menschenweisheit bedarf, zuerst und zuletzt „auf Gottes Kraft“ beruht. „Es geht durch unsere Hände, kommt aber her von Gott“³, haben wir am Erntedankfest gesungen. Wer das Wort Gottes ernst nimmt, wem das etwas bedeutet, dass Menschen sich der Aufgabe widmen, Gottes Wort auszulegen, der wird das bei Dienstbeginn und Dienstende deutlich markieren. Diese Agende ist jetzt in Kraft gesetzt; wir hoffen, dass sie die Gestaltung von entsprechenden Gottesdiensten anregt und fördert. Gerade an dieser von UEK und VELKD gemeinsam erarbeiteten und herausgegebenen

² Vgl. M. Luther, Vorrede zum ersten Band der Wittenberger Ausgabe der lateinischen Schriften Luthers von 1545 (Ausgewählte Schriften, hrsg. von G. Ebeling und K. Bornkamm, Frankfurt 1982, Bd. 1, S. 23).

³ EG 508.

Agende ist sichtbar, dass Agenden eben mehr sind, als Regiebücher für Gottesdienste. Sie sind Ausweise der Identität einer Kirche, die wesentlich in der Sprache der Liturgie Ausdruck findet. Gerade die vielfältigen Formen und auch Unterschiede machen das deutlich. Darum ist die sich abbildende Vielfalt keineswegs eine Schwäche, sondern eine Stärke unseres gottesdienstlichen Tuns.

Ihnen als den Generalsynodalen wird bei dieser Tagung eine erweiterte Auflage der liturgischen Handreichung „Taufe“ vorgelegt. Dass Gott uns zu seinen Kindern beruft und uns sein ewiges Reich verheißt, das geschieht – darauf vertrauen wir – im Sakrament der Taufe. Die Taufe will nicht nur ein Akt irgendwann in unserer Vergangenheit sein, sie ist der Quellgrund der Kraft, aus der wir in verschiedenen Lebenssituationen immer wieder neu schöpfen können. Luther hat in der ihm eigenen kraftvollen Sprache davon gesprochen, dass wir den alten Adam täglich ersäufen sollen⁴. Die Kraft der Taufe muss erinnert, vergegenwärtigt und lebendig gehalten werden. Es geht um die Rückkehr zur Taufe, die Wiederholung, die erneute Aneignung. Als in der Zeit lebende Wesen wissen wir, dass schon in leiblicher Hinsicht Kräfte nachlassen, wenn sie nicht benutzt, betätigt werden. Die in der Taufe liegende Kraft ist in unserem Leben häufig wenig offenkundig. Das Taufgedächtnis will uns wieder neu in Verbindung mit dieser Kraftquelle bringen. Die vorgelegte liturgische Handreichung soll dazu helfen, diese Kraftquelle in unseren Gottesdiensten fest zu verankern. Ergänzend dazu soll das kleine Heft „Aus der Taufe leben“ einen Beitrag dazu leisten, dass Christinnen und Christen sich wieder neu in das Geschenk der Taufe vertiefen können. In Analogie zu diesem Taufheft sind auch entsprechende Hefte zur Beichte und zum Abendmahl erschienen.

Für die Arbeit an den gottesdienstlichen Ordnungen spielt neben dem Liturgischen Ausschuss und dem Gottesdienstreferat im Amt das **Liturgiewissenschaftliche Institut** der VELKD in Leipzig eine wichtige Rolle. Dieses Institut arbeitet seit seinem Bestehen ohne großes Aufheben, erwarb sich aber wachsende Anerkennung auch über den akademischen Kontext hinaus. Prof. Ratzmann und Frau Dr. Mildenerger haben dort über 16 bzw. 10 Jahre eine hervorragende Arbeit getan. Die Anregung, ein solches Institut zu etablieren, ist seinerzeit von einem Vortrag von Prof. Cornehl aus Hamburg vor der Bischofskonferenz der VELKD ausgegangen.

Gegenwärtig wirken in Leipzig Prof. Deeg und Christian Lehnert. Wir sind sehr dankbar dafür, wie sie die Arbeit fortsetzen und neue Akzente setzen. Die Förderung des Nachwuchses, die Sensibilisierung für liturgische Fragen und ihre wissenschaftliche Reflexion sind wichtige Aufgaben.

Seit einiger Zeit arbeiten – wie viele von Ihnen wissen – die Fachleute daran, die sogenannte **Perikopenordnung**, also die Ordnung der Texte, die im Gottesdienst gelesen und über die gepredigt wird, behutsam zu überarbeiten. Dies ist deshalb nötig, weil sich die kirchliche und

⁴ Kleiner Katechismus, 4. Hauptstück, Zum vierten.

gesellschaftlich kulturelle Situation in Deutschland seit der Einführung der bisherigen Ordnung 1958 und ihrer revidierten Fassung 1978 ebenso veränderte wie die Zugänge zur Bibel. So muss dem Alten Testament und seinen Texten aus heutiger Sicht deutlich mehr Gewicht eingeräumt werden als bisher geschehen. Andererseits ist hier eine Tradition gewachsen, mit der behutsam umgegangen werden muss. Diese Arbeit geschieht in gutem Einvernehmen und arbeitsteilig zwischen EKD, UEK und VELKD. Im Amt der VELKD liegt dabei eine besondere Verantwortung durch die Übertragung der Geschäftsführung des Revisionsprozesses.

In einer Zeit, in der die häusliche Bibellektüre selten geworden ist, kommt es darauf an, dass es uns gelingt, die biblische Tradition in unseren Gottesdiensten so zu präsentieren, dass die darin enthaltene Kraft unmittelbar gespürt werden kann.

In einigen Gemeinden findet in der vor uns liegenden Adventszeit eine Erprobung erster Entwürfe statt. Ich sehe in dieser Perikopenrevision ein schönes Zeichen der Lebendigkeit unseres gottesdienstlichen Umgangs mit der biblischen Tradition. Die darin enthaltene Kraft entfaltet sich, wenn wir Gottesdienst feiern.

Die gottesdienstlichen Ordnungen als Ordnungen werden von vielen in ihrer Bedeutung unterschätzt. Manchem gelten sie als Inbegriff amtlicher Bevormundung oder als Einladung zu einem gedankenlosen „Abspulen“. Es mag hier und dort einen Gebrauch der Agenden geben, der solche Assoziationen auslöst. Dem gegenüber steht aber der Anspruch der Agenden, die Qualität gottesdienstlichen Feierns zu sichern, die Konsensbildung im Innerern und die Profilierung kirchlichen Lebens nach außen zu fördern, das Mitfeiern zu erleichtern und vor Unbedachtheit, Beliebigkeit und persönlichen Vorlieben Einzelner zu schützen. Kreativität schätzt die bewährte Form nicht gering. Dass Gottesdienste eine rituelle Seite haben und dass die Wiedererkennbarkeit von Abläufen ein wirkliches innerliches Dabeisein fördert, ist unbestritten. Liturgien haben nicht nur etwas mit theologischer Profilierung und Klarheit zu tun. Sie sind vor allem Ordnungen, die den Menschen Beheimatung ermöglichen, weil die Liturgien die Erfahrung von Wiedererkennbarkeit anstreben. Ich glaube, dass insbesondere seit der Einführung des „Gottesdienstbuches“ für den sonntäglichen Gottesdienst die Wertschätzung agendarischen Materials erkennbar gestiegen ist. Die Feier der Gemeinde vor Gott braucht verlässlichen Rahmen.

Die Aufzählung von verschiedenen Arbeitsvorhaben zeigt, wie wichtig für uns die Pflege des Gottesdienstes ist. Manches geschieht inzwischen gemeinsam mit der UEK, die liturgischen Gemeinsamkeiten innerhalb der deutschen evangelischen Kirchen sind in den letzten Jahren gewachsen. Die Pflege und Weiterentwicklung des liturgischen Lebens, die Gewissheit, dass im Gottesdienst Gott selbst gegenwärtig ist, uns anredet und wir ihm in Lob und Dank, Klage und Bekenntnis antworten, sind wichtige Kennzeichen jenes lutherischen Profils und der Herkunft, der wir uns verpflichtet wissen.

2. Nachdenken über Gottes Wort

Menschen, die im Verkündigungsdienst unserer Kirche stehen oder kirchenleitend tätig sind, können nicht ständig nur geben und gestalten, sie müssen auch auftanken können. Seit meiner Zeit als Studiendirektor im Predigerseminar in Preetz ist mir für den theologisch-pastoralen Dienst der Dreischritt: „Wahrnehmen – Verstehen – Gestalten“ bedeutend. Wir sind – auch bei uns in der Kirche – sehr schnell mit dem Gestalten: Veranstaltungen, Vorträge, „Events“. Dabei geraten die Zeiten, die wir uns für das genaue Hinschauen, für das Hören auf das Wort, die Fragen, die Menschen stellen, die Realität der Welt; für spirituelle wie wissenschaftlich fundierte Praxis des Reflektierens oft sehr kurz. Unser Dienst lebt aber davon, dass wir hinhören und hinsehen: Wer sind die Menschen, die sich uns anvertrauen, was bewegt und belastet sie; wie etwa beschreibt ein Mensch sein Leben und sein Denken, der ganz und gar ohne jede Bindung an Gottes Wort oder eine Konfession aufgewachsen ist und für sich mit Recht sagt, er sei ganz gut ohne ausgekommen? Verstehen wir, was er oder sie denkt, sagt, tut? Antworten wir auf Fragen, die tatsächlich gestellt sind? Greifen wir offensiv Themen auf, die für das Leben der Menschen und für uns als Kirche jetzt zentral wichtig sind? Und tun wir das so, dass das wegweisende Wort Gottes hinein spricht in die Lebenswirklichkeit der Vielen und Verschiedenen, der Kulturen und Geschichten? Und sind wir auf der Höhe der theologischen Diskussion und Reflektion?

Nur wenn wir die Realität wahrgenommen haben, wenn wir verstanden haben, was die Menschen wirklich bewegt, können wir auch die Form unserer Verkündigung gestalten. Für mich ist das ein unerlässliches Prinzip, das mir gerade in der Erinnerung an die verändernde Kraft der Reformation zugespitzt in den Sinn kommt. Darum sind uns Ausbildung, Fort- und Weiterbildung von zentraler Bedeutung. Wir wollen Menschen zurüsten, dass sie miteinander und mit ihren je spezifischen Gaben auskunftsfähig werden oder bleiben über den Glauben und den Auftrag der Kirche.

Das Theologische Studienseminar in Pullach und das Gemeindegemeinschaftskolleg in Neudietendorf sind zwei Orte, an denen solches geschieht bzw. organisiert wird.

Im Programm des Gemeindegemeinschaftskollegs sind mir zwei Akzente aufgefallen, die ich besonders hervorheben möchte:

- a) Wie reden wir mit Menschen, die schon seit zwei oder drei Generationen konfessionslos sind, denen gleichsam die Antennen für Gottes Kraft fehlen? Denn Gottes Kraft ist ja oft nicht unmittelbar spürbar, sie ist in Schwäche verhüllt, ja unter dem Gegensatz verborgen.
- b) Wer die Erfahrung von Gottes Kraft lebendig halten will, der muss auch mit Scheitern und mit Konkurrenz umgehen können. Negative Erfahrungen machen uns oft mutlos, manchmal hart oder gar zynisch. Aber sie verweisen uns auch darauf, dass die Kraft von Gott kommt.

Mit Prof. Knieling und Frau Hartmann sind zwei neue Referenten in Neudietendorf am Werk, denen wir viel Kraft und Phantasie wünschen.

Die missionarische Arbeit, die vom Gemeindeglied ausgeht, war lange Zeit von dem Zweitakt „Öffnen und verdichten“ bestimmt. Mir scheint, dass sich das Umfeld unserer missionarischen Bemühungen deutlich verändert hat. Es macht einen Unterschied, ob wir mit Menschen zu tun haben, die eine irgendwie geartete volkshirchliche „Grundierung“ bekommen haben, auf die sich verdichtende Arbeitsformen beziehen können, oder ob sie durch eine weitgehende Entfremdung von Religion überhaupt geprägt sind. Wir haben in der Nordkirche eine eigene „Arbeitsstelle für den Dialog mit Menschen ohne Konfession“ eingerichtet. Uns ist die Einsicht wichtig geworden, dass die Weitergabe des Glaubens mit einem deutlichen Hinhören beginnen muss.

Unser Theologisches Studienseminar in Pullach ist ein weiterer Ort, an dem theologisches, konzentriertes und gemeinschaftliches Nachdenken über Gottes Wort geschieht. Nach 10jähriger segensreicher Tätigkeit ist Rektor Dr. Rein nun nach Erfurt gewechselt. Ihm gilt unser Dank für eine langjährige tiefgründige und treue Arbeit! Wir sind Dr. Gebhardt dankbar, dass er die Kurse in Pullach auch jetzt in der Vakanzzeit in verlässlicher Weise auf dem hohen Niveau weiterführt.

Die Kirchenleitung hat in diesen Tagen einen Nachfolger von Dr. Rein berufen.

Eine besondere Form des Nachdenkens über die Botschaft des Evangeliums hat sich in den letzten Jahren in Wittenberg herausgebildet. Zusammen mit dem Lutherischen Weltbund finden hier zweimal im Jahr theologische Kurse statt. Dabei werden von Teilnehmerinnen und Teilnehmern aus lutherischen Kirchen aus allen Kontinenten unter fachkundiger Anleitung gemeinsam Luther-Texte studiert. Im Medium von Luthertexten geschieht hier eine intensive Vertiefung in die Botschaft des Evangeliums. Die von unterschiedlichen Kontexten geprägten Perspektiven erweisen sich als eine wichtige Bereicherung, und die Kontinente übergreifende Gemeinschaft wird als tiefes Geschenk erlebt. Die VELKD unterstützt diese Arbeit ganz wesentlich aus Erträgen der VELKD-Stiftung. Vor einiger Zeit hatte ich die Möglichkeit, dort einen solchen Kurs zu besuchen. Es war beeindruckend für mich mitzuerleben, wie das Eindringen in Texte Martin Luthers das Evangelium plastisch werden lässt und wie das Verstehen der Botschaft und menschliche Gemeinschaft zusammengehen.

Auf der Homepage des LWB-Zentrums finden sich Erfahrungsberichte von Teilnehmenden. Ich will hier als Beispiel aus einem dieser Berichte zitieren: Eduardo Rojo Vogel aus der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Chile schreibt: „In solch einem Umfeld ist es nicht schwer, sich zu Hause zu fühlen und in eine bunte lutherische Weltfamilie hineinzuwachsen. Auch wenn wir alle englisch sprachen und denselben Glauben teilen, spürten wir die

verschiedenen Ausdrucksweisen und Bedeutungen, die unsere unterschiedlichen Traditionen mit sich bringen. Und trotzdem wurde diese Verschiedenheit zu einer inspirierenden Perspektive und zu ideenreichen Impulsen, die uns gestärkt in unsere jeweiligen Kirchen zurückkehren lassen.“⁵

In gewisser Weise bildet das LWB-Zentrum mit seiner Arbeit ein Paradigma für das ökumenische Selbstverständnis der VELKD. Begegnung und Dialog – mit diesen Begriffen können wir das ökumenische Profil der VELKD gut beschreiben. Natürlich dienen die ökumenischen Kontakte auch dazu, Lehrdifferenzen aufzuarbeiten. Das ist ein zentraler, von unseren Partnern geschätzter Arbeitsbereich der VELKD. Doch neben dieser sehr akademisch geprägten Form der Bearbeitung historischer und theologischer Sachverhalte ist für uns auch die persönliche Begegnung wie hier auf der Generalsynode und der geistlich-theologische Austausch, wie er in Wittenberg geschieht, von entscheidender Bedeutung. Mit Hilfe des gemeinsamen Studiums der Schrift und zentraler theologischer Texte wollen wir die geistlichen Schätze unseres Glaubens ergründen und den Wirkungen nachgehen, die sie in den unterschiedlichen Lebenskontexten unserer Kirchen entfaltet haben. Wenn es uns gelingt, trotz der Unterschiede in der Ausgestaltung unseres kirchlichen Lebens und der theologischen und ethischen Akzentsetzungen einander und miteinander das Evangelium zu bezeugen, stellt sich Einheit im Glauben ein. Das ist eine beglückende Erfahrung; Eduardo Rojo Vogel aus Chile hat sie im LWB-Zentrum machen können, wie viele andere auch.

Der Luthergarten in Wittenberg ist ein sichtbares Zeugnis dafür, dass Vielfalt Reichtum ist und nicht Schwäche. Am 21. Oktober haben wir dort sieben weitere Bäume gepflanzt – u. a. den für die VELKD und einen für die Diözese Hildesheim. All die verschiedenen Bäume unterschiedlicher Arten, gepflanzt von Vertreterinnen und Vertretern unterschiedlicher Kirchen und Konfessionen aus allen Kontinenten stehen beieinander. Sie wurzeln in demselben Boden. Sie werden wachsen, blühen und – je nach Art – Frucht bringen. Sie werden das nebeneinander tun. Sie werden einander nicht hindern, zu sein, die sie jeweils sind. Sie werden unterschiedlich aussehen und angesehen. Aber sie finden alle Halt in dem Grund, der gelegt ist.

3. Leiten durch Gottes Wort

An vielen Stellen in unseren Kirchen wird über die Formen nachgedacht, in denen Kirche geleitet wird. Dabei geht es dann häufig um bestimmte Führungstechniken. Die haben auch ihren Sinn, und Professionalität und Profil sind hier Voraussetzung. Aber in einer lutheri-

⁵ Vgl. <http://www.lwb-zentrum-wittenberg.de/seminare/archiv.html>.

schen Kirche liegt es nahe, das Nachdenken über angemessene Leitungsformen mit einem Satz zu beginnen, der in der Verfassung unserer Nordkirche steht: „Die Kirche wird geleitet durch das Hören auf Gottes Wort und durch seine Auslegung.“⁶ Entsprechend kann man in der Kirchentheorie von Reiner Preul die kybernetische Grundthese lesen: „Die evangelische Kirche wird durch die Auslegung ihrer eigenen Lehre geleitet.“⁷ Diese Grundsätze mögen für manchen überraschend sein. Gibt es nicht wichtige Leitungsregeln, die sich nicht unmittelbar aus kirchlicher Lehre ableiten lassen? Und geschieht es nicht immer wieder, dass unter Berufung auf geistliche Gründe wichtige Regeln von Leitung unbeachtet bleiben? Das mag hier und da so sein. Aber das ändert nichts an der Richtigkeit der Grundthesen.

Leiten heißt, verschiedene Wirklichkeiten wahrzunehmen, sich zu erschließen und miteinander zu koordinieren, aufeinander zu beziehen. Im Hören auf Gottes Wort erschließt sich mir Wirklichkeit. Das Hören auf Gottes Wort schließt die Bereitschaft ein, auf die Menschen, auf die Welt um mich herum zu hören. Ich höre auch auf mich selbst, und das von außen kommende Wort Gottes bringt mich zugleich in heilsamer Weise auf Distanz zu mir selbst.

Wer durch das Wort, durch die Auslegung des Wortes leiten will, erfährt sich selbst als geleiteter, auf Gott verwiesener. Deshalb bedeutet Leitung durch das Wort nicht theologische Überhöhung oder Verkleisterung von Machtstrukturen; es eröffnet vielmehr Räume, auch Räume, in denen ehrlich von Schuld und Versagen geredet werden kann. Vor allem aber von Gottes Kraft.

Wer durch die Auslegung des Wortes leitet, stellt sich selbst unter das Wort, ist selber Geleiteter. Und deshalb kann er auf falsche Machtausübung verzichten und vertraut auf das bessere Argument, die geistgeleitete Einsicht. Wenn wir das in unserem Leiten zu vergessen drohen, dann können wir darauf angesprochen werden.

4. Bekenntnis

Martin Luther und den anderen Reformatoren hat sich dieses Grundverhältnis von Gott, Mensch und Welt noch einmal auf eine neue Weise erschlossen. Unser Verhältnis zu Gott wird von der Spannung von Gesetz und Evangelium bestimmt. Die Kirche und das kirchliche Amt haben eine spezifische, dem Wort untergeordnete Funktion. Dem einzelnen Glaubenden (und Nicht-Glaubenden) kommt in gewisser Weise eine (durch andere Menschen) unvertretbare Bedeutung zu. Diese Einsichten sind in den Bekenntnisschriften festgehalten.

⁶ Verfassung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland.

⁷ Reiner Preul, Kirchentheorie. Wesen, Gestalt und Funktionen der Evangelischen Kirche, Tübingen 1997, S. 43.

Und für die lutherischen Kirchen haben die Bekenntnisse deshalb eine orientierende Bedeutung⁸, weil sie sich diesen Grundentscheidungen verpflichtet fühlen.

Für mich haben die lutherischen Bekenntnisse eine vierfache Bedeutung:

Sie geben mir in dem breiten Strom biblischer Tradition eine Orientierung, die aus dem biblischen Zeugnis selbst geschöpft ist.

Sie helfen mir, heute verantwortlich Christ zu sein, einen klaren Standpunkt einzunehmen und binden mich zugleich in eine Gemeinschaft mit Christinnen und Christen ein, die uns vorausgegangen sind.

Im lutherischen Bekenntnis erfahre ich auf eine beglückende Weise nicht nur Gemeinschaft mit Christen vor mir, sondern gegenwärtig über alle kulturellen Grenzen hinweg mit Christen in anderen Ländern und Kontinenten, in ganz anderen Erfahrungszusammenhängen

Gegründet im lutherischen Bekenntnis erlebe ich eine große ökumenische geschwisterliche Offenheit zu anderen Ausprägungen des christlichen Glaubens: Wir sind zu dem einen Leib Christi berufen.

Natürlich sind an den Bekenntnissen auch zeitgebundene Denkformen und Überzeugungen zu beobachten. Wie könnte es anders sein? Das gilt im Übrigen für die biblischen Schriften ebenso. Aber in den Bekenntnissen der Reformationszeit sind Weichenstellungen vollzogen, die über diese Zeitgebundenheit hinausgehen. Die Bindung an Schrift und Bekenntnis schränkt Freiheit nicht ein. Sie ist Bedingung der Freiheit, die sich ohne Bindung in ihr Gegenteil verkehrt.

5. Barmer Theologische Erklärung

In diesen Zusammenhang gehört auch die neu akzentuierte Rezeption der Barmer Theologischen Erklärung (BTE), wie sie der Theologische Ausschuss der VELKD vorgenommen hat. Die Bischofskonferenz hat dem ausdrücklich zugestimmt. Die lutherischen Kirchen haben seit dem Beschluss über die Barmer Theologische Erklärung 1934 zu diesem Text eine nicht uneingeschränkte Zustimmung ausgesprochen. Das hat seinen Niederschlag etwa in Art. 2 der Verfassung der VELKD gefunden, wo zwar die auf der Bekenntnissynode von Barmen 1934 bezeugte Gemeinschaft bekräftigt wird, hinsichtlich des theologischen Gehalts aber lediglich die Verwerfungen als maßgeblich hervorgehoben werden. Für diese Zurückhaltung hat es eine Rolle gespielt, dass die BTE sehr stark mit dem Geltungsanspruch einer bestimmten theologischen Schule verknüpft schien und dass sie gelegentlich als ein aktuelles Bekennen verstanden wurde, das die kirchenordnenden Bekenntnisse aus der Reformationszeit zu überbieten beanspruchte.

⁸ Zum lutherischen Verständnis von Bekenntnis vgl. den in Anm. 9 genannten Aufsatz von Christine Axt-Piscalar.

Der Theologische Ausschuss der Vereinigten Kirche hat nun in einer gründlichen Beschäftigung mit der BTE einen neuen Akzent in der Bewertung gesetzt⁹. Einerseits bekräftigt er den schon seit der Einbringung durch Hans Asmussen betonten Gesichtspunkt, dass die BTE im Licht der lutherischen Bekenntnisse zu deuten ist. Sodann macht er aber deutlich, inwiefern die BTE einen neuen wichtigen Schritt in der Entfaltung des Bekenntnisses darstellt. Der Nationalsozialismus als quasireligiöse weltanschaulich-politische Ideologie stellte für unsere Kirchen eine neue Herausforderung. In dieser neuen Situation hat die BTE das Bekenntnis der Kirche zugespitzt.

Für den Prozess der Nordkirche, die drei bisherigen Landeskirchen zusammenzuführen, hat es eine wichtige Rolle gespielt, die unterschiedlichen Traditionen der Barmen-Rezeption in eine neue, uns verbindende und sachgemäße Formulierung in unserer Verfassung zu gießen. Diesen Weg war vorher schon die EKM gegangen. Jetzt hat auch die sächsische Landeskirche ihr Verhältnis zur BTE neu bestimmt.

6. Das Verbindungsmodell

Im Sommer 2005 sind die Verträge zum Verbindungsmodell geschlossen worden. Im Jahr 2007 ist das Lutherische Kirchenamt von der Richard-Wagner-Straße nach Herrenhausen umgezogen. Seit 2009 haben wir zeitlich verbundene Synoden mit Personenidentität. In diesem Jahr wagen wir uns erstmals an ein gemeinsam vorbereitetes Schwerpunktthema. Es liegt auch an uns, ob es gelingt, die Aspekte, die uns wichtig sind, in die Entschließung mit aufzunehmen. Für eine grundlegende Evaluation scheint mir der Zeitpunkt noch zu früh zu sein. Selbst wenn von Seiten der UEK der Ruf danach zunehmend stärker werden sollte, - Strukturveränderungen, bei denen unterschiedliche Sichtweisen, Erfahrungen und Kulturen neu verbunden werden, brauchen ihre Zeit. Wir haben das in der nordelbischen Kirche seinerzeit im Verhältnis von Schleswig-Holstein und Hamburg erlebt. Aber der Zeitpunkt für eine Art Zwischenresümee und daraus zu entwickelnde Weiterentwicklung des Modells ist sicherlich gekommen.

Wir haben alle gemeinsam den Auftrag, das reformatorische Christentum in Deutschland zu stärken. Das bejahe ich ausdrücklich. Der Gedanke des einen Leibes Christi verpflichtet uns, über geschichtlich gewachsene Grenzen hinweg die Einheit zu suchen. In welcher Form das sinnvollerweise geschieht, ist teils in der Perspektive pragmatischer Klugheit, teils in der

⁹ Vgl. Christine Axt-Piscalar, Das lutherische Verständnis von Bekenntnis und die Frage nach einer möglichen Rezeption der Barmer Theologischen Erklärung durch die lutherischen Kirche, und Notger Slenczka, Die Vereinbarkeit der Barmer Theologischen Erklärung mit Grundüberzeugungen der Lutherischen Kirche und Theologie, KuD 2011/4, S. 338-345 und 346-359.

Perspektive geistlicher Prägung zu beantworten. Entgegen mancher Unkenrufe scheint es mir, dass wir Grund haben, eine Zwischenbilanz mit deutlich positiven Beobachtungen zu beginnen:

- Wir haben ein gemeinsames Kirchenbeamten-gesetz, ein gemeinsames Disziplinar-gesetz und zuletzt ein gemeinsames Pfarr-dienstrecht geschaffen.
- Wir haben vertragsgemäß die Synoden personell miteinander verzahnt und die Tagungen finden zeitlich und örtlich verbunden statt.
- Die Kirchenämter arbeiten in einem gemeinsamen Haus, der Leiter des Amtes der VELKD ist zugleich Vizepräsident im Kirchenamt der EKD und leitet mit der Abteilung Öffentliche Verantwortung eine wichtige Abteilung des Kirchenamtes der EKD.
- Wir haben – z. T. übrigens schon vor dem Verbindungsmodell – mit dem Gottesdienstbuch, der Konfirmations-agende, der Ordinations-agende eine deutliche Annäherung in den gottesdienstlichen Ordnungen erreicht.
- Das Projekt der Perikopenrevision wird in enger Abstimmung auf den Weg gebracht.
- Die Revision des Buches „Was jeder vom Islam wissen muss“ ist erfolgreich gemeinschaftlich abgeschlossen worden.
- Im gemeinsamen Ausschuss „Kirche und Judentum“ ist eine gemeinsam verantwortete Schrift „Gelobtes Land“ entstanden.
- Die Nahostreferate in der Hauptabteilung IV und im Amt der VELKD haben in schwierigen Fragen vertrauensvoll und wirksam zusammengearbeitet.
- Seit vielen Jahren nehmen wir jeweils wechselseitig gastweise an der Arbeit wichtiger Ausschüsse teil.

Ich könnte die Aufzählung noch fortsetzen. Es gibt aus meiner Sicht keinen Grund, das, was gut gelaufen ist, schlecht zu reden. Wir sollten das erst einmal wertschätzen.

Aber es gibt auch eine Reihe von Fragen. Gibt es Felder, auf denen wir die Zusammenarbeit noch intensivieren können und sollen? Wenn ja, in welcher Form? Wie steht es mit wirklich arbeitsteiligen Formen?

Zusammenarbeit kann auf unterschiedliche Weise geschehen. Entweder so, dass beide oder alle drei Zusammenschlüsse in einem Arbeitsfeld ständig auch auf operativer Ebene gemeinsam am Werk sind. Oder aber stärker arbeitsteilig, so dass ein Zusammenschluss ein bestimmtes Arbeitsfeld relativ selbständig – natürlich im Rahmen grundsätzlicher Absprachen – auch für die anderen wahrnimmt. Die erste Form der Zusammenarbeit kann relativ komplex werden (die verbundene Synode ist vielleicht ein Beispiel dafür) und sie erfordert

ein hohes Maß an Absprachen. Gelegentlich taucht die Frage auf, inwieweit bei dieser Form wirklich ein Synergiegewinn erreicht werden kann. Die zweite Form setzt gute grundsätzliche Absprachen voraus und das wechselseitige Vertrauen, dass die Arbeitsteilung wirklich dem gemeinsamen Ziel dient.

An beiden Formen kann man beobachten:

Je enger die Zusammenarbeit ist, desto wichtiger ist, dass die verabredeten Strukturen in wechselseitigem Vertrauen und Respekt ausgefüllt werden können. Ohne gegenseitigen Respekt gibt es keinen Dialog. Und ohne Dialog kein Verbindungsmodell.

Das Verbindungsmodell ist anspruchsvoll. Es unterscheidet sich deutlich von dem Modell einer vollständigen Fusion und dem früheren status quo des Nebeneinanders von VELKD, EKV und EKD. Verbindung in diesem anspruchsvollen Sinn setzt voraus, dass beide Seiten sich – soziologisch gesprochen – nicht nur an der bloßen „Verwirklichung der eigenen Handlungsziele“¹⁰ orientieren, sondern zugleich daran, dass es so etwas wie „reziproke Rücksichtnahme“¹¹ gibt. Verbindung im anspruchsvollen Sinn wird erst realisiert, wenn es zur Praxis wird, dem anderen so zu „begegnen, wie dieser es gemäß seinem Zwecke für angemessen hält“¹². Und solche Verbindung muss dann als innerlich zustimmungsfähig erlebt werden können und nicht als „sozial auferlegt oder gar erzwungen“¹³. Diese innere wechselseitige freie Zustimmung ist auf beiden Seiten noch nicht in allen Fällen erreicht. Das hängt vor allem auch damit zusammen, dass über das notwendige Maß an Eigenständigkeit unterschiedliche Vorstellungen bestehen.

Es scheint mir sinnvoll zu sein, auf verschiedenen Feldern daran weiterzuarbeiten, ein wechselseitiges Vertrauensverhältnis zu erreichen. Die eine oder andere Seite schlicht zur Aufgabe ihrer Ziele zu bewegen, führt in aller Regel keine wirkliche Befriedigung mit sich und würde hinter dem Anspruch des Verbindungsmodells zurückbleiben.

Wenn man sich das Verbindungsmodell als verbundene Elemente vorstellt, wird klar, dass es jeweils dort, wo verbunden ist, Bewegung herrscht. Die Teile verhalten sich unterschiedlich zueinander, je nach Bewegung und Last. Mal streben sie auseinander, mal zueinander. Das ist manchmal belastend. Und alle miteinander verbundenen Elemente tragen gleichermaßen Verantwortung dafür, dass die Verbindungen „halten“, nicht überdehnt werden.

¹⁰ Axel Honneth, Das Recht der Freiheit. Grundriss einer demokratischen Sittlichkeit, Frankfurt 2011, S. 223.

¹¹ Honneth, a. a. O., S. 224.

¹² Honneth, a. a. O., S. 225.

¹³ Honneth, a. a. O., S. 226.

Ich habe es als Stärkung der Verbindung erlebt, dass das Präsidium der UEK im gemeinsamen Gespräch mit der Kirchenleitung der VELKD unmissverständlich zum Ausdruck gebracht hat, dass die Asymmetrie im Verbindungsmodell ein akzeptiertes Stück unserer Realität ist. Wenn wir und weil wir aufhören, von dem jeweils anderen zu erwarten, er möge sich auflösen oder transformieren, wird die Haltbarkeit wachsen, weil das Vertrauen wächst. Und so, mit solcher Klärung, können wir an die Evaluation des Verbindungsmodells gehen.

Ich bin dankbar für die vielen Gespräche, die es gibt auf der Ebene der Leitungen von EKD, UEK und VELKD. Während dieser Tage hier werden sie fortgeführt.

Wer durch die Welt reist, der ist beeindruckt davon, wie der Glaube in ganz unterschiedlichen Kontexten unterschiedliche Ausdrucksformen annimmt. Ohne diese bunte Vielgestaltigkeit könnte der Glaube nicht seine Kraft entfalten, Menschen zu beheimaten. Die Präge- und Bindekraft des Glaubens nimmt inkulturierte Züge an. Denn es gehört nun einmal zum Menschen in seiner Endlichkeit, dass er an einem bestimmten Ort, in einer bestimmten Zeit verwurzelt ist. Es gibt nicht den christlichen Glauben, er tritt immer in charakteristischen, partikularen Formen auf, darin ist seine Beheimatungskraft, seine Bindungsfähigkeit verankert. Das hat einen tiefen Sinn, „... damit euer Glaube nicht stehe auf Menschenweisheit“.

„Wir haben den Schatz in irdenen Gefäßen, damit die überschwängliche Kraft von Gott sei und nicht von uns“¹⁴. Der Protestantismus nimmt seine Selbstunterscheidung vom Glaubensgrund sehr ernst. Diese Einsicht findet auch darin ihren Ausdruck, dass er nicht gleichschaltet, nicht in eine organisatorische Form zwingt. Der Protestantismus ist – oder sollte sein – eine pluralismusfähige Gestalt des Christentums. In der Gegenwart kommt es wohl weniger darauf an, Vereinheitlichungen durchzusetzen als mit pluralisierten Formen umgehen zu können.

Entscheidend ist also die Bereitschaft, die andere Ausdrucksgestalt des Glaubens anzuerkennen, zu respektieren, in ihr eine Bereicherung wahrzunehmen. Die Einheit der Kirche wird nicht durch Vereinheitlichung und Nivellierung vorgebracht – seien es eher organisatorische Vereinheitlichungen, seien es eher inhaltliche Angleichungen –, sondern durch wechselseitige Anerkennung.

In seinem Hohepriesterlichen Gebet (Johannes 17) bittet Jesus den Vater um die Einheit der Glaubenden: „...Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, die durch ihr Wort an mich glauben werden, damit sie alle eins seien.“

¹⁴ 2. Kor. 4,7.

Während aber wir, wenn wir von „Einheit“ reden, oft im Blick haben unsere Zusammenarbeit, den organisatorischen oder institutionellen Rahmen, dann müssen wir auch sehen, dass Jesus zunächst und vor allem etwas Anderes im Sinn hat: er spricht von der Einheit, in der er selbst mit dem Vater ist: „...dass sie eins seien wie wir!“ Diese Einheit sollen wir leben; eins sollen wir sein gleich ihm mit dem Vater, damit die Welt sieht, dass er gesandt ist. Das aber ist nun eine Einheit, die wir nicht selber schaffen können mit Vereinbarungen untereinander. Sie wird uns vielmehr geschenkt. Und es kommt darauf an, ob wir diese Einheit in versöhnter Verschiedenheit in den vielen Wohnungen, die Gott bereit hält, leben, gestalten – jede und jeder Einzelene und als Gemeinschaft der einen Kirche Jesu Christi.

Das war seinerzeit das Besondere an der Leuenberger Konkordie, dass sie nicht auf möglichst vollständige Gleichheit der Lehre, nicht auf Überwindung der Bekenntnisse oder ihre Homogenisierung abzielte. Vielmehr lässt sie bewusst und ausdrücklich die Geltung der Bekenntnisse und deren Profilierungen fort dauern. Aber sie überwindet die alten trennenden Grenzen durch eine wechselseitige Anerkennung. So ermöglicht sie Gemeinschaft der Verschiedenen und kann damit ein Modell sein auch im gesellschaftlichen Bereich. Föderale Strukturen und Subsidiarität sind die Weise, auf die wir diese Einsicht leben. In dem Geflecht von Kirchengemeinden, Kirchenkreisen, Landeskirchen, konfessionellen Zusammenschlüsse, EKD und Weltbünden darf nicht Konkurrenz und Eifersucht herrschen, sondern jedes Glied am Leibe hat seine Funktion zum Nutzen des Ganzen auszuüben.

Für uns geht beides zusammen: die kirchenprägende Kraft des lutherischen Profils und der Tradition ernst zu nehmen und zugleich die Kirchengemeinschaft mit anderen Konfessionen zu bejahen.

Bei Reisen nach Afrika ist mir deutlich geworden, welche Kraft darin enthalten ist, in dem gemeinsamen Bekenntnis geeint zu sein über kulturelle Grenzen hinweg und eine wirkliche Gemeinschaft zu erleben.

7. Reformationsjubiläum

Unsere Kirchen gehen dem Reformationsjubiläum entgegen. Die Jahresthemen wie Paul Gerhardt, das Jahr der Taufe und – in diesem Jahr – „Reformation und Kirchenmusik“ haben innerkirchlich manche Aktivitäten angeregt und haben auch in der Gesellschaft Aufmerksamkeit gefunden.

Bei der jüngsten Vollversammlung der „Gemeinschaft evangelischer Kirchen in Europa“ (GEKE) in Florenz hat Michael Beintker einen bemerkenswerten Vortrag mit dem Titel „Frei

für die Zukunft. Die evangelischen Kirchen zwischen Reform und Reformation“ gehalten¹⁵. Soweit ich sehe, hat dieser Vortrag bisher noch nicht die Aufmerksamkeit erhalten, die er verdient hat. Beintker plädiert dafür, „nachdenklicher, besonnener und vor allem ehrlicher“¹⁶ von Reformen zu sprechen. Es gibt Veränderungen, die eher durch den Gang der Dinge erzwungen wurden. Davon will er echte Reformen und wirksame Erneuerungsprozesse unterschieden wissen. Es sei bemerkenswert, welche Konnotationen sich bei Luther mit der Einsicht in die Erneuerungsbedürftigkeit der Kirche verbinden, wenn er im Schlussteil der Erläuterungen zu den 95 Thesen formuliert: „Die Kirche bedarf der Reformation“. Luther hatte eine starke Überzeugung davon, dass man eine Reformation der Kirche nicht „machen“ könne, sondern dass sie Gott zum Urheber habe.

Reformation ist als Weg in die Zukunft noch nicht hinreichend beschrieben. Die Veränderungsbewegung, die es verdient, Reformation genannt zu werden, ist nämlich zugleich eine Umkehr, eine Wiederherstellung, eine Rückkehr zum Ursprung, eine reformatio. Beintker verdeutlicht das an der Barmer Theologischen Erklärung und ich stimme ihm hier ausdrücklich zu: Die BTE ging den Weg der mainstream-Theologie der 20er und 30er Jahre nicht einfach weiter, sie war im Sinne der damaligen Zeit nicht fortschrittlich, sie vollzog eine entschlossene Umkehr zum Ursprung der Kirche. Sie ist eine Hinwendung zum Herrn und als solche diente sie – die vordergründig betrachtet, spaltete – faktisch der Einheit. Solche Umkehr hat dann auch Folgen im Äußeren, zielt auf folgeträchtige Wirkungen. Aber diese Bewegung ist immer als eine Doppelbewegung von Ausbreitungs- und Reinigungsprozess zu denken. Nur so kann die „Tendenz zur Verselbständigung des Pragmatischen, zum Eigenleben des Organisatorischen und zur Abkopplung von geistlicher und theologischer Orientierung“¹⁷ verhindert werden.

Das Reformationsjubiläum hält uns vor Augen, wie sehr die Reformation auch in gesellschaftlichem und politischem Bereich tiefgreifende Änderungen ausgelöst hat. Zugleich aber stellt dieses Jubiläum uns vor die Frage, was wir eigentlich dafür tun können, dass Menschen heute sich die Einsichten des christlichen Glaubens für sich persönlich aneignen, sich darein vertiefen, dass sie ihre Zuversicht im Leben und im Sterben auf Gott setzen.

¹⁵ Gehalten am 21.9.2012 in Florenz, MS, Vorlage 5.

¹⁶ M. Beintker, a.a.O., S. 11.

¹⁷ So M Beintker, a.a.O., S. 13.

8. Freiheit

Wenn man das reformatorische Verständnis des christlichen Glaubens auf einen Begriff bringen wollte, dann legt es sich nahe, den Begriff der Freiheit dafür zu wählen. Allerdings ist der Begriff der Freiheit so vielfältig auslegbar, dass es näher bestimmt werden muss. Ich will das abschließend mit einigen groben Strichen tun:

- a) Nach christlich-reformatorischem Verständnis ist die Freiheit zuerst ein Geschenk, eine Gabe, nicht etwas selbst Erworbenes. „Zur Freiheit hat uns Christus befreit“¹⁸, schreibt Paulus an die Gemeinde in Galatien. Und wenn Freiheit auch in anderer Hinsicht etwas von uns selbst Vollzogenes ist, so beruht die Möglichkeit des Vollziehens doch auf der geschenkten Freiheit.
- b) Freiheit ist immer auch Freiheit von etwas. In der Philosophie nennt man das negative Freiheit¹⁹. In der christlichen Theologie wird diese Freiheit ganz fundamental verstanden: als Freiheit von Sünde, Tod und Teufel. Wenn eine Kirche sich zu Recht als eine Kirche der Freiheit bezeichnet, dann versteht sie sich selbst als eine Größe, in der diese Freiheit aufleuchtet. Wenn Luther den Menschen „als frei aller Dinge“²⁰ bezeichnet, dann hat er diese Dimension im Blick.
- c) Luther hat bekanntlich dem Satz von der Freiheit des Menschen den anderen Satz an die Seite gestellt, dass der Mensch seinem Nächsten untertan sein soll. Wahre Freiheit schließt Solidarität, Dienst am Nächsten, Hingabe nicht aus, sondern ein. In der Dreifaltigkeit Gottes wird uns ein Modell vor Augen gehalten, wie Gott Vater im Gegenüber, im Sohn ganz bei sich selbst ist. Der Philosoph Hegel hat sich als lutherischer Christ verstanden. Er hat soziale Freiheit als eine Konstellation gedeutet, in der ein Mensch im Anderen bei sich selbst ist²¹. Freiheit und Dienst, Freiheit und Hingabe schließen sich nicht aus.

Freiheit kann missbraucht werden. Freiheit ist nicht davor gefeit, wieder unter ein neues Joch zu geraten.²² Der Zuwachs an Freiheit kann auch als Belastung erlebt werden. Die medizinischen Möglichkeiten am Anfang und am Ende des Lebens gewähren uns früher nicht gekannte Entscheidungsspielräume – und zugleich spüren wir, wie belastend das sein kann. Die Gegenwart ist von einem sich steigernden Individualismus geprägt, ein deutlicher

¹⁸ Gal. 5,1.

¹⁹ Vgl. Axel Honneth, a.a.O., z.B. S. 44 ff.

²⁰ Luther, Von der Freiheit eines Christenmenschen (Ebeling/Bornkamm, Bd. I, S. 239.

²¹ Vgl. Honneth, a. a. O., S. 85.

²² Vgl. Gal. 5, 1b.

Freiheitsgewinn. Aber dieser 'Freiheitsgewinn ist auch mit Verlusten verbunden: Bestimmte Formen von Gemeinschaftlichkeit haben es nicht leicht.

Und doch gibt es auch in unserer Gegenwart Beispiele, die die gelebte Zusammengehörigkeit von Freiheit und Dienst anschaulich erfahrbar machen. Die Bereitschaft der Großelterngeneration zum Beispiel, ihren erwachsenen Kindern finanziell und vor allem durch Zeiteinsatz zu helfen, ist ungebrochen.

Die Bereitschaft, sich freiwillig zurückzunehmen, hat im Blick auf die ökologische Entwicklung und im Blick auf die gerechte Verteilung der Güter auf diesem Erdball noch lange nicht das Maß erreicht, das für diese Welt heilsam wäre. Es ist auch eine Frage an das reformatorische Christentum, ob es die Kraft hat, Menschenherzen dazu zu bewegen. Menschliche Argumente allein scheinen nicht die Kraft aufzubringen, die nötig ist, um uns aus unserer Selbstverkrümmtheit zu befreien.

Wir haben keinen Grund, menschliche Weisheit gering zu schätzen. Aber wir wissen auch, dass unsere Zuversicht auf Gott nicht menschlicher Klugheit entspringt. Den Grund haben nicht wir gelegt, er ist gelegt²³. Wir leben und glauben aus der Kraft und Liebe Gottes.

²³ So 1. Kor. 3,11.